

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

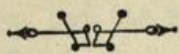
Frankfurt a. M., 1907

IX. Der König und sein Rathgeber.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

IX.

Der König und sein Rathgeber.



XI

Der König und sein Rathgeber.

—

I.

König Alfonso V. von Portugal hatte soeben seine Rätthe versammelt, um mit ihnen die Absendung einer Gesandtschaft an den Papst Sixtus IV. zu berathen, welche zu dessen Thronbesteigung die Glückwünsche des Königs überbringen sollte. Es wurde beschlossen, Lopo de Almeida und den Doktor Irno Sezira als die Wortführer der Gesandtschaft zu ernennen und ihnen die nöthigen Instruktionen für diese Mission zu ertheilen.

Die Sitzung war beendet und der König erhob sich von seinem Sitze als Zeichen, daß die Rätthe entlassen seien. Beim Erheben bemerkte der König, daß noch die Geldmittel für die Geschenke und die ganze Gesandtschaft flüchtig zu machen seien, und daß der Verwalter der Finanzen, Don Izchak Abarbanel, noch einen Augenblick länger verweilen möge, um das erforderliche mit ihm zu berathen. Die Granden verneigten sich und verließen den Saal, in dem der König und sein Finanzminister allein zurückblieben.

Als die Tritte der Rätthe verhallt waren, sprach der König mit gedämpfter Stimme:

„Wegen des erforderlichen Geldes wirst Du das Nöthige veranlassen; deshalb wäre es nicht nöthig gewesen, Dich zurückzuhalten. Ich wollte Dich in einer anderen Angelegenheit um Deinen Rath fragen. Die übrigen Granden sind dabei

mehr oder weniger interessirt, während Du als Jude unparteiisch bist. Ich möchte bessere Beziehungen, als bisher, mit dem spanischen Königshause anbahnen und halte für diesen Zweck eine Heirath der spanischen Prinzessin Isabella mit meinem Vetter, dem Herzog Fernando von Braganza, als das beste Mittel. Wenn diese Verbindung Deinen Beifall hat, möchte ich, daß sie von dem neugewählten Papste angeregt werde, und ich möchte, daß der Führer unserer Gesandtschaft diesen Wunsch dem Papste nahe legt. Von den anderen Granden gönnen viele dem Herzog dieses Glück nicht, deshalb hat ihr Rath für mich keinen Werth; was hältst Du davon?"

Don Ischak Ubarbanel war in Wirklichkeit in dieser Angelegenheit nicht der unparteiische Rathgeber, für welchen ihn sein König hielt. Er war überrascht von dem weiten politischen Blick, den sein königlicher Herr durch diese Anregung bekundete und hätte daher dem Vorschlag nur unbedingt zustimmen können. Aber das spanische Königshaus bekundete schon damals die feindliche Gesinnung gegen die Juden, die wenige Jahre später (1492) zu ihrer vollständigen Vertreibung aus Spanien führten.

Er wollte daher keinen Rath ertheilen, der seinen den Juden leutselig gesinnten königlichen Herrn in so nahe Beziehungen zum spanischen Königshause bringen mußte. Er wollte aber auch nicht von einer Verbindung abrathen, die aus politischen und dynastischen Interessen so überaus rathsam war. Er war daher entschlossen, weder zu- noch abzurathen, sondern der Sache so gut als möglich auszuweichen.

„Majestät,“ begann er nach einigen Augenblicken Uebersetzung, „wollen zunächst meinen unbegrenzten Dank für das große Vertrauen hinnehmen, mit welcher ich durch diese Frage

ausgezeichnet werde. Aber in Ehesachen ist es ungemein schwer, einen Rath zu geben, und noch schwieriger, ihn auszuführen. In Ehesachen sind schwache, sterbliche Menschen vollkommen ohnmächtig. Ehen werden im Himmel geschlossen. Will Gott diese Ehe, so wird sie ganz sicher erfolgen, auch ohne unser Zuthun, und will sie Gott nicht, so helfen alle Schritte und noch so hochgestellte Vermittler nichts."

"Du bist also gegen diese Verbindung und fürchtest vielleicht, dieser meiner Lieblingsidee ohne weiteres entgegen zu treten; sonst könnte ich mir nicht erklären, daß Du aus so wichtigen Gründen mit Deinem Rath zurückhältst."

"Verzeiht, Majestät, aber wichtig ist doch die Erwägung wahrlich nicht, die ich hier vorbringe."

"Aber, lieber Abarbanel, das glaubst Du doch selber nicht, daß die Ehe, die ein Mensch mit einem anderen eingeht, Gegenstand besonderer göttlicher Vorsehung ist?"

"Allerdings, Majestät, glaube ich das nicht nur, sondern ich bin davon so überzeugt, wie ich von dem Vorhandensein der Sonne überzeugt bin, die hier zum Fenster hereinscheint."

"Wie kann ein so kluger Kopf, wie Du es bist, nur auf einen solchen Gedanken kommen, dessen Unrichtigkeit doch auf der Hand liegt, wie ich Dir jeden Augenblick beweisen will? Gehört dieser wunderliche Glaube etwa gar zu Euren religiösen Sagen?"

"Er ist in der That schon in der Bibel angedeutet und findet sich ausdrücklich in den Aussprüchen unserer Weisen."

"Die heilige Schrift ist mir doch auch nicht unbekannt, aber ich wüßte nicht, wo sich etwas Derartiges finden sollte."

"Er findet sich im ersten Buche Moses in der Erzählung, welche von der Mission des Dieners von Abraham handelt, für

den Sohn seines Herrn, Rebekka als Weib zu holen. Dort heißt es: „Die Sache ist von Gott ausgegangen.“

Der König lachte laut auf.

„Das hat ja der Ränkeschmied Laban dort gesagt, sind dessen Worte für euch Juden auch beweiskräftig, weil sie in der Bibel stehen? Laban zählt doch nicht unter die jüdischen Heiligen?“

„Das nicht, Königliche Hoheit. Aber je weniger Laban uns im allgemeinen als Autorität gilt, desto mehr ist er es im vorliegenden Falle. Denn wenn selbst ein Laban von der Einwirkung Gottes bei der Ehe durchdrungen ist, um wie viel mehr muß es dann jeder andere sein, der Gott und sein Walten kennt und anerkennt. Uebrigens habe ich selbst dieser Stelle keine unbedingte Beweisraft zuerkannt und von ihr nur als eine Andeutung gesprochen.“

„Du lässest Dir immer klüglicher Weise ein Hinterpförtchen zum Entschlüpfen offen. Aber von eueren Weisen hast Du doch behauptet, daß sie ausdrücklich die Stiftung der Ehen als rein von Gott ausgehend bezeichnen, wolltest Du mir mittheilen, wie sie sich darüber äußern?“

„Es sind uns darüber mehrere Aussprüche überliefert; ich will den unzweideutigsten derselben hier anführen. Er wird genügen, um Ew. Majestät zu überzeugen, daß ein Mann, wie ich, dessen geringes Wissen und Können nichts als ein schwacher Abglanz jener Weisheit unserer Altvordern ist, nicht anders über den Gegenstand denken kann, als ich es bereits sagte.“

„Also, laß einmal hören,“ sprach voll gespannter Erwartung der König.

„Eine reiche, römische Matrone fragte einmal einen großen jüdischen Weisen Namens Rabbi Josa ben Chalafta:

Womit beschäftigt sich eigentlich Gott seitdem er die Welt-
schöpfung vollendet und so gar keinen Anlaß zu einer ferneren
Thätigkeit hat?"

„Eine sonderbare Frage,“ unterbrach ihn der König.

„Die Frage klingt uns in der That sonderbar. Aber sie
verliert viel an ihrer Sonderbarkeit, wenn man sich vergegen-
wärtigt, daß die Fragestellerin eine gebildete Heidin war, die
wohl an Gott als den Schöpfer, aber nicht als Erhalter des
ganzen Universums glaubte. Noch weniger war ihr die Wahr-
heit bekannt, daß das gesammte Universum für den Menschen
und für die freie Verwirklichung des Sittengesetzes geschaffen
ist, wie sie in der Entwicklung der Menschheit zum Ausdruck
kommt. Dieser Wahrheit gab der jüdische Weise drastischen
Ausdruck, indem er der Matrone antwortete: „Seitdem Gott
die Welt vollendet hat, stiftet er Ehren.“ — „Besseres hat er
nicht zu thun?“ fragte spöttisch die Matrone, „das kann ich ja
auch.“ „Ich möchte es bezweifeln,“ entgegnete der Rabbi.
Aber die Matrone erklärte, sie werde ihn sofort überzeugen.
Sie ließ auf einen Wink ihre sämmtlichen Sklaven und
Sklavinnen in ihren Hof versammeln, stellte die einen rechts
und die anderen links auf und gebot, daß alle sich Gegenüber-
stehende zu heirathen verpflichtet seien. So zogen alle gepaart,
Arm in Arm ab, sie waren Mann und Frau. „Siehst Du, daß
ich das auch kann?“ fragte die Matrone lachend den Rabbi.
Dieser erwiderte ihr, daß er sie nach vierundzwanzig Stunden
überzeugen wolle, daß sie trotz alledem eine schlechte Ehe-
stifterin sei. Den anderen Tag gingen die Neuvermählten an ihre Ar-
beit, der eine mit einem blauen Auge, die andere mit zerkratztem
Gesicht, ein anderer mit verbundenem Kopf, alle aber waren
mißmuthig und seufzten laut und leise über das Unglück ihrer

ehelichen Verbindung. Sie konnten sich so wenig an einander gewöhnen und vertragen, daß die Matrone die Ehen wieder lösen mußte, wenn sie ihren Leibeigenen die frühere heitere Zufriedenheit wiedergeben wollte.

„Diese schön ausgespinnene Geschichte,“ entgegnete lächelnd der König, „bringt mir eine prächtige Idee, deren Ausführung Dich hoffentlich von Deiner merkwürdigen Ansicht kuriren wird. Nun sage mir, was glaubst Du, hat Gott dem Herzog Fernando von Braganza eher bestimmt, eine spanische Prinzessin oder eine Obstverkäuferin vom Markte?“

„Wie könnte ich so vermessen sein, mir auch nur den Anschein zu geben, als wüßte ich, was Gott bestimmt hat, wo doch ein Mensch nicht einmal die Gesinnung eines anderen Menschen kennt. Hat Ew. Majestät sich bereits vergewissert, daß der Herzog geneigt ist, eine spanische Prinzessin zu heirathen?“

„Gewiß!“ erwiderte etwas gereizt der König. Vor dem ausgesprochenen königlichen Willen treten alle Neigungen und Abneigungen zurück. Der Herzog ist, wie alle königliche Prinzen, gebunden an die Frau, welche der König bestimmt, mag sie nun Prinzessin oder Obstverkäuferin sein. Um Dich nun von Deinem Irrthum zu überzeugen, stehe ich von der Verheirathung des Herzogs mit einer spanischen Prinzessin ab, und lasse ihn eine Obstverkäuferin heirathen.“

„Eine Obsthändlerin? Aber diese wäre ja nicht hoffähig, warum sollte Ew. Majestät den Herzog zu einer solchen Verbindung nöthigen?“

„Nur um Dich zu überzeugen; Du wirst dann doch nicht länger glauben, daß dem Herzog vom Himmel eine Obstverkäuferin vom Markte zur Frau beschieden war, sondern zugeben müssen, daß das ausschließlich mein Werk ist. Was die Hof-

fähigkeit betrifft, so hindert mich nichts, der Frau des Herzogs nach einigen Monaten die Titel und Würden zu verleihen, welche ihr den Zugang zum Hofe öffnen. Von Dir aber verlange ich, daß Du Deinen Irrthum einstehst, daß diese Ehe nicht Gott gestiftet hat, sondern daß ich der Ehestifter bin.“

Don Ubarbanel schwieg. Einen Augenblick trug er sich mit dem Gedanken, seinem königlichen Herrn zu antworten, daß eine solch' ungewöhnliche Ehe erst recht von Gott bestimmt sei, auch wenn Se. Majestät die Rolle des Ehevermittlers übernehme. Aber er durfte es jetzt nicht wagen, durch Rede und Gegenrede den König noch mehr in seiner Opposition zu bestärken. Er konnte daher nichts Besseres thun, als jede Gegenrede für's Erste zu unterdrücken.

Der König erhob sich, reichte dem Verwalter seiner Finanzen die Hand und entließ ihn mit den Worten:

„Es bleibt also dabei. Du stimmst mir zu, wenn der Herzog eine Obsthändlerin heirathet, so ist Gott nicht der Stifter dieser Ehe, und ich räume Dir dagegen ein, daß die Ehe des Herzogs vom Himmel beschlossen ist, falls er irgend eine andere Frau heirathet, die nicht Obsthändlerin ist. Einverstanden?“

Don Ubarbanel verneigte sich tief vor seinem Herrn und ward in Gnaden entlassen.

II.

Als der König allein war, glitt ein zufriedenes, heiteres Lächeln über seine milden Gesichtszüge. König Alfonso war von der Weisheit und Lebensklugheit und ebenso von der unbedingten Treue seine Finanzverwalters tief durchdrungen.

Aber er war ein leidenschaftlicher Freund von Disputationen über religiöse und philosophische Gegenstände. Bei solchen Anlässen hatte sich der hochgebildete, weltkluge Don Ubarbanel immer als der überlegene gezeigt.

König Alfonso hätte ein Stück seines Reiches darum gegeben, seinem jüdischen Rathgeber einmal einen Irrthum nachzuweisen. Deshalb bereitete es ihm gar keine Skrupel, dieser, seiner Schrulle, das Lebensglück seines Betters zu opfern. Von einem Opfer konnte auch in Wirklichkeit kaum die Rede sein. Er wollte ihm eine junge, hübsche Obstverkäuferin aussuchen, mit welcher die Honigmonate seiner Ehe zu verleben, ihm keine große Ueberwindung kosten sollte. Nach Verlauf derselben sollte der jungen Frau auch die zum Erscheinen am Hofe nöthige Rangerhöhung werden, was Sprache auch dagegen? Er brannte vor Begierde, den Plan sofort auszuführen, um Don Ubarbanel möglichst rasch seines Irrthums zu überführen.

Der König setzte sich an seinen Schreibtisch nieder und schrieb einige wenige Zeilen an den Herzog Fernando von Braganza, des Inhalts: es sei sein königlicher Wunsch, daß der Herzog die Ueberbringerin dieser Zeilen heirathe, und daß weder er, noch sie, das herzogliche Palais verlasse, bis sie die angetraute Gattin des Herzogs sei. Er setzte Namen und Siegel unter die verhängnißvollen Zeilen, legte sie zusammengefaltet in ein Couvert, versah dasselbe mit Adresse und Siegel, legte Hut und Mantel an und verließ das königliche Schloß mit dem Brief in der Tasche. Auf dem äußersten Ende des geräumigen Platzes vor dem Schlosse machte er Halt. Niemand hatte bis dahin den Mann mit dem tief in's Gesicht gedrückten Hut als den König erkannt.

Auf dieser Seite des Schloßplatzes war eine große An-

zahl Buden, in welchen junge, hübsche Mädchen Melonen, Citronen, Orangen und andere Süßfrüchte verkauften. Der König musterte einige Minuten die Händlerinnen, dann trat er an die feckste, durch ihren schlanken Wuchs und ihre Schönheit die andern überragende, heran, kaufte einige Melonen und legte dafür einen Dukaten in die Hand der glückstrahlenden Verkäuferin. Diese sah dem noblen Käufer in die von dem Hut beschatteten Augen und brach erröthet und verworren in die Worte aus:

„Ihr seid es, Majestät?“

Der König legte, zum Zeichen, daß die Angeredete schweigen solle, den Finger auf den Mund und fragte mit leiser Stimme:

„Weißt Du wohl, wo der Palast des Herzogs von Bragenza ist?“

„Gewiß weiß ich es; er ist unmittelbar hinter der großen Kathedrale.“

„Ganz recht, mein Kind. Würdest Du mir wohl dieses Briefchen sofort dorthin bringen und dafür sorgen, daß es dem Herzog persönlich überreicht wird? Für Deinen Weg wirst Du dort belohnt werden.“

„Ich bin ja schon reichlich belohnt; sofort werde ich meine Früchte in die Bude bringen und diese schließen; in spätestens zehn Minuten bin ich auf dem Wege in den herzoglichen Palast.“

„Besten Dank, aber ich verlasse mich darauf, daß der Brief richtig besorgt wird.“

„Seid unbesorgt, Majestät, Euer Wunsch wird erfüllt.“
Lächelnd drückte der König der Marktschönen die Hand und verschwand so rasch, als er gekommen war.

Die Obsthändlerin brachte schleunigst ihre Körbe in die Bude zurück und als sie eben die zwei Kisten mit Feigen und Datteln in Sicherheit gebracht hatte, kam mit einem mächtigen Karren voll der schönsten Früchte der Gemüsehändler Gaspard angefahren. Er galt als der gefürchtetste Nebenbuhler bei allen Verkäuferinnen. Wenn er seine schönen Früchte und Blumen mit seiner schönen, sonoren Stimme zum Verkauf anbot, konnte keine der vorübergehenden Damen dem verlockenden Angebot widerstehen. Alles strömte dann zu ihm hin und die anderen Händlerinnen hatten das Nachsehen. Sie suchten ihm daher durch alle möglichen Chikane das Geschäft zu verleiden, vor Allem dadurch, daß sie jedes Plätzchen besetzten und vorgaben, es sei kein Platz für ihn da. Als daher Gaspard unsere Heldin die Körbe in ihre Bude zurücktragen sah und gewahrte, wie sie im Begriffe sei, die Bude zu schließen, rief er ihr höhniſch zu:

„Das ist aber schön von Dir, Lucia, daß Du mir so bereitwillig Platz machst und Deinen Laden schließt, wenn ich den meinigen öffnen will; jetzt habe ich den schönsten Platz auf dem Markte und kann direkt vor Deinem Stand den meinigen aufschlagen.“

Das konnte die so Verspottete nicht über sich ergehen lassen. Wenn sich dieser abscheuliche Mensch hier auch nur einmal an dieser Stelle einnistete, so würde er daraus für morgen schon ein ganzes Privilegium herleiten und sie für alle Zeit von hier verdrängen. Glücklicherweise ging gerade eine alte, befreundete Wäscherin mit einem schweren Korb voll Wäsche vorüber.

„Würdet Ihr mir einen großen Gefallen thun; es soll Euer Schaden nicht sein. Bringt mir diesen Brief in das

Schloß des Herzogs von Braganza neben der großen Kathedrale und gebt den Brief womöglich selbst ab. Euern Korb laßt Ihr hier so lange bei mir stehen, Ihr werdet dort gut belohnet.“

Ohne die Antwort abzuwarten half sie der schwer beladenen Greisin den Wäschekorb vom Kopfe nehmen, gab ihr dann den Brief, und diese beeilte sich, den Auftrag auszuführen. Keuchend eilte sie in den Palast und kam dort athemlos mit dem Verlangen an, einen Brief dem Herzog persönlich abzugeben. Der Hausmeister warf einen Blick auf den Brief, er trug die Schriftzüge und das Siegel des Königs. Ehrfurchtsvoll führte er das schlecht gekleidete, nicht sehr reinliche, keuchende, alte Weib in den Empfangssaal des Herzogs, der zu der ungewöhnlichen Stunde ganz leer von Besuchern war. Nach wenigen Augenblicken erschien der Herzog, ein junger Mann in den besten Jahren, von hoher Statur und blühendem Aussehen und fragte die Greisin nach ihrem Begehr.

„Ich soll diesen Brief hier abgeben, meine Belohnung für die Beforgung würde ich hier erhalten.“

Der Herzog erbrach den Brief, flog hastig über die wenigen Zeilen hin und erbleichte vor Schrecken. Er warf einen Blick auf die Ueberbringerin, — diese mußte er auf Befehl des Königs heirathen? Heute noch heirathen? Sie darf das Haus nicht verlassen, bis sie meine Frau ist? Was soll das bedeuten?

Wohl mußte der Herzog, daß der König der unbeschränkte Herr über sein Geschick war, wohl hatte er auch längst mit der Möglichkeit gerechnet, daß er einmal aus dynastischen, politischen oder religiösen Rücksichten eine Ehe eingehen müsse, die vielleicht nicht vollkommen nach seinem Geschmack sein

könne. Aber ein altes Waschweib, mit zerrissenen Schuhen und verwirrtem, grauen Haar, mit ungewaschenen Händen und verwaschenen Fingern zu heirathen, das war doch zu bunt!

Die arme Frau blickte stupid auf den erschreckten Herzog, bewunderte seine tadellose Wäsche, stellte Vergleiche zwischen ihr und der gebleichten Gesichtsfarbe ihres Trägers an und wartete auf ihr Trinkgeld.

Da der Herzog keine Miene machte, es zu zahlen und es ihr doch zu delikat erschien, es noch einmal zu fordern, fragte sie kleinlaut, ob sie jetzt wieder gehen könne.

„Sie und gehen? Sie sind ja meine zukünftige Frau, die Hochzeit wird heute noch stattfinden. Aber Sie müssen vorher doch ein wenig standes- und hochzeitgemäß umgekleidet werden.“

Der Herzog klingelte und ließ durch den eintretenden Kammerdiener sofort die Verwalterin des Schlosses rufen. Dieser gab dann der Herzog den Auftrag, die Dame zu baden, zu salben und fein auszustatten. Dann ließ er seinen Beichtvater zur Bornahme der Trauung holen. Ihm vertraute er als Beichtgeheimniß den ganzen Vorgang an.

Auch dem Beichtvater schien dies Alles so räthselhaft, als dem Herzog. Aber er tröstete ihn, daß die tiefe Weisheit des gütigen Königs gewiß ihre guten Absichten habe und gab ihm den Rath, sich doch sofort in's königliche Palais zu begeben und Se. Majestät um Aufklärung zu bitten.

„Ich darf ja mein Haus nicht verlassen, bevor ich verheirathet bin; aber Hochwürden, geht Ihr für mich zum König und bittet Se. Majestät um Aufklärung dieses Räthfels.“

Als der hohe Geistliche sich dazu bereit erklärte, gab ihm der Herzog einige Zeilen des Inhalts mit, daß er sich selbst-

verständlich dem königlichen Befehle füge, daß er es aber doch für Pflicht halte, nochmals anzufragen, ob hier nicht ein Irrthum oder eine Mystifikation vorliege.

Nach kaum einer Stunde kam der Pfarrer wieder von Sr. Majestät zurück. Er war nicht vorgelassen worden, dagegen hatte der König den Brief entgegengenommen und darunter die Worte gesetzt: „Es liegt keinerlei Irrthum vor, und ich habe meinem ersten Briefe nichts als meine besten Glückwünsche für den heutigen Hochzeitstag beizufügen.“

Nun war die Sache unabänderlich. Die Trauung wurde vorgenommen, und noch vor Eintritt des Abends war der junge Herzog verheirathet.

Tags darauf verbreitete sich durch Lissabon das Gerücht, daß der jugendliche Herzog von Braganza eine schon ältere Matrone geheirathet habe. Die Einen wußten, daß der Herzog schon lange Jahre mit der Erwählten seines Herzens Beziehungen unterhalten habe, die Anderen erzählten von dem fabelhaften Reichthum, den dem Herzog diese Heirath gebracht, kurz, Jeder wußte einen anderen Grund für dieses überraschende Vorkommniß.

Die Frau Herzogin bekam Niemand zu sehen. Der Herzog verkehrte wie sonst allein bei Hofe, nahm an dem Empfang, an allen Festen und Feierlichkeiten allein Antheil. Es war auch jeder Hofmann diskret genug, um den Herzog nicht darüber zu befragen.

Er behandelte die ihm als Gattin angetraute Greisin mit aller Höflichkeit und Zuborkommenheit, so sehr auch der Abstand der Jahre, der Erziehung und des Bildungsgrades sich in empfindlicher Weise geltend machte.

Ein Verlangen, an den Hof zu kommen, hatte sie nicht, sie lebte sich leicht in das neue Leben ein. Wenn ihr Gatte nach Hause kam und von den herrlichen Festen erzählte, denen er im königlichen Schlosse beigewohnt hatte, so rang sich manchmal ein Seufzer aus ihrer Brust, den der besorgte Gatte in den ersten Tagen ihres Zusammenlebens falsch deutete, bis es seiner sanftmüthigen Hingebung gelang, die Quelle zu entdecken, aus welcher dieser Schmerz floß.

Sie gestand ihm auf sein Befragen, daß bei seiner Aufmerksamkeit, Zuborkommenheit und Liebenswürdigkeit es sie wundere, daß er ihr noch nie ein Stück Torte, Confitüren oder irgend einen andern von den Leckerbissen mitgebracht habe, welche die königliche Tafel zieren.

Seitdem besuchte er keines der Hoffeste, ohne diesem Winke zu entsprechen. Er steckte irgend etwas an der Tafel zu sich, sei es eine candirte Frucht, Confekt oder irgend etwas anderes, was der zahnlose Mund seiner Ehehälfte genießen konnte, und seitdem hatte die neue, alte Herzogin keinen unerfüllten Wunsch, der einen Schatten auf ihr herrliches Leben geworfen hätte.

Bei einer Empfangsfeierlichkeit, die etwa zehn Tage nach der Hochzeit stattgefunden, erkundigte sich der König in sehr verbindlicher Form in Gegenwart anderer Würdenträger des Landes bei dem jungen Gemann nach seinem und der Frau Herzogin Befinden und erhielt selbstredend die Versicherung des höchsten Glückes, wie es von einem so jung Vermählten in den ersten Tagen der Flitterwochen nicht anders zu erwarten war.

III.

Vier Wochen mochten auf diese Weise in's Land gegangen sein. Don Ischak Abarbanel war seit jener Berathung nicht mehr beim König zur Audienz befohlen worden. Der letztere suchte seitdem Tag für Tag nach einer passenden Gelegenheit, seinem jüdischen Rathgeber das Glück des von ihm zusammengebrachten Paars so recht unabweißbar vor die Augen zu führen und ihm auf diese Weise das Eingeständniß seines Irrthums abzurufen.

Die Gelegenheit hatte sich aber immer noch nicht finden wollen. Da er seiner Sache sicher war, so hatte der König damit auch keine besondere Eile. Da trat ein Ereigniß ein, das auf die ganze Entwicklung der Angelegenheit von bedeutsamen Folgen sein sollte.

Eine kleine, aus zehn Herren bestehende Gesellschaft, unter der sich auch der Herzog befand, war eines Tages zur königlichen Tafel geladen. Es waren Prinzen, hohe Kirchenfürsten, Generäle, kurz die höchsten Spitzen der Gesellschaft, die sich hier zusammenfanden. Der König hatte eine kostbare, mit den seltensten Edelsteinen besetzte Tabatiere von ganz ungeheurem Werthe mitgebracht, die er seinen Gästen nach beendigter Tafel zeigen wollte und konnte sie nicht wiederfinden. Bestürzt theilte er auf Befragen den erlauchten Gästen seinen Verlust mit; alle halfen nach dem theuren Kleinod suchen, doch ohne Erfolg. Ein jugendlicher Prinz machte den Vorschlag, daß jeder die Taschen seines Nachbarn nach dem vermißten Stücke durchsuchen solle, ein Vorschlag, der auch von allen angenommen wurde, mit Ausnahme des Herzogs von Brägenza.

Dieser erklärte mit aellr Entschiedenheit, daß er sich niemals einer Visitation unterziehen lasse, ja, daß er jeden niederschließen werde, der ihn auf diese Weise zu verdächtigen wage.

Man war bei dem liebenswürdigen, höfischen Mann der Etiquette diesen schroffen Ton gar nicht gewohnt, und der Commentar, den sich jeder Einzelne für sich dazu machte, war nicht sehr schmeichelhafter Art für den Herzog.

Der König selbst fand diese entschiedene Weigerung auffallend, aber er war ein viel zu aufmerksamer Wirth, als daß er seine Herzensmeinung auch nur durch eine Miene verrathen hätte. Er lenkte im Gegentheil geflissentlich die Aufmerksamkeit seiner Gäste von dem unerquicklichen Gegenstand so vollständig ab, daß, als sich die Gesellschaft eine Stunde später trennte, der ganze Zwischenfall vollständig vergessen schien, obwohl Jeder für sich noch sehr wohl daran dachte.

Am meisten beschäftigte die Sache den König selber und zwar nicht so sehr der Verlust der Tabatiere, als das eigenthümliche Verhalten des Herzogs. So sehr er sich auch anfänglich dagegen sträubte, so gewann doch das Mißtrauen und der Argwohn in seinem Herzen endlich die Oberhand, welche es ihm nach und nach ganz plausibel erscheinen ließen, daß der Herzog den theuren Schmuck entwendet habe. Es brauchte sich dabei nicht um einen gemeinen Diebstahl zu handeln. Der Herzog konnte bei dieser That seine ganz bestimmten Absichten haben, die mit den Absichten eines Diebes nichts gemein haben. Der König hatte den Herzog zu einer so undenkbaren Ehe genöthigt. Vier Wochen waren seitdem verstrichen und er hatte es absichtlich vermieden, dem Opfer seiner Laune auch nur Gelegenheit zu geben, sich unter vier Augen mit ihm auszusprechen. Sollte der Herzog die That begangen haben, um da-

durch auf irgend welche Weise eine solche Gelegenheit herbeizuführen?

Zwei Tage lang beschäftigten ihn diese und ähnliche Gedanken. Dabei suchte er aber doch angelegentlich nach der vermißten Tabatiere, die er denn richtig am dritten Tag in einem Rocke fand, den er bei jenem Festmahle anlegen wollte, ihm aber füglich doch mit einem anderen vertauscht hatte.

Nun that es seinem königlichen Herzen unsäglich weh, daß er gegen einen so hochgestellten Edelmann auch nur einen Augenblick einen so schwarzen Verdacht aufkommen ließ.

Sofort befahl der König den Herzog zu sich, um ihm dafür Abbitte zu thun. Er erzählte den ganzen Hergang und verheimlichte auch den Verdacht nicht; jezt aber, wo sich alles aufgeklärt habe, stehe er nicht an, um Verzeihung zu bitten.

Großmüthig wies der Herzog jede Veranlassung zu einer solchen Bitte zurück, da er ja eigentlich ganz allein diesen Argwohn durch seine entschiedene Weigerung, sich untersuchen zu lassen, geweckt habe.

„Das ist richtig,“ erwiderte der König, „aber da wir jezt allein sind, bitte ich Dich, mir den wahren Grund dieser Weigerung mitzutheilen. Für einen Dieb konnte keiner der Anwesenden gelten, Du am allerwenigsten, warum hast Du Dich in der That der Untersuchung widersezt, in die doch alle Anderen anstandslos willigten?“

„Königliche Majestät, Ihr seid der Einzige auf der Erde, dem ich den wahren Grund mittheilen kann. Die Frau Herzogin hat mich ersucht, ihr von der königlichen Tafel Torte, Confect oder sonstige Becherbissen als Ersatz dafür mitzubringen, daß sie nicht selber bei Hofe erscheinen darf. Ich hatte meine Taschen damit gefüllt, und wie hätte ich dagestanden,

wenn bei einer Untersuchung diese Dinge zu Tage gekommen wären? Dadurch, daß die Frau Herzogin in Folge ihres hohen Alters keinen Zahn mehr im Munde hat, mußte ich ihr zudem lauter weiche, leicht genießbare Dinge mitbringen; was hätte mein Tischnachbar, Sr. Eminenz der Erzbischof, für Augen gemacht, wenn seine weißen, zarten Hände in dem Mischmasch versunken wären, auf den er in meinen Taschen gestoßen sein würde?!"

„Ich verstehe Dich nicht, Fernando, was Du da von einer Greisin mit zahnlosem Munde sprichst, die Frau Herzogin ist doch eine blendende, jugendliche Schönheit, die vollzählig noch alle Zähne besitzt?“

Der Herzog schwieg und wollte wehmüthig lächeln, aber es gelang ihm nicht. Eine Thräne drang gegen seinen Willen aus der Gluth der braunen Augen.

„Aber um Himmelswillen sprich doch, da muß irgend ein Mißverständniß vorliegen, da ich doch meiner Sache sicher bin.“

„Ich habe dem bereits Gesagten nichts hinzuzufügen,“ erwiderte risignirt der Herzog.

Der König klingelte und befahl dem Kammerdiener, daß sofort die königliche Karosse zur Ausfahrt vorfahren solle.

„Ich selbst werde mit Dir in Deinen Palast fahren, dort muß sich die Sache aufklären.“

Aber sie klärte sich schon vorher auf. Als die Karosse an den Buden der Obstverkäuferinnen vorbeifuhr, sah der König die vermeintliche Herzogin genau wie vor vier Wochen bei ihren Früchten stehen. Er ließ die Karosse halten, sprang heraus, ging direkt auf Lucas Bude zu und fuhr das zitternde Mädchen hart an:

„Hast Du meinen Brief besorgt?“

„Majestät, der Gaspard dort ist an allem schuld. Ich habe den Brief einer alten, befreundeten Wittwe zur Beforgung übergeben und diese ist seitdem spurlos verschwunden, ihr Korb mit Wäsche steht noch da.“

„Gütiger Himmel, Fernando, was habe ich angestellt! Gehe Du allein nach Hause, ich habe noch rasch einen anderen Weg zu machen. Meine heiligste Aufgabe wird es zunächst sein, das an Deinem Lebensglück begangene Verbrechen wieder gut zu machen. Du wirst bald wieder von mir hören. Verzeihe mir, wenn Du kannst, Gott sei meiner hoffärtigen Seele gnädig!“

Er ließ sich darauf direkt an das vor der Stadt gelegene Landhaus Don Ischat Abarbanel's fahren.

Don Abarbanel begrüßte den König mit den Worten:

„Ew. Majestät erweist den bescheidenen Räumen meiner Wohnung eine ungewöhnliche, unerbiente hohe Ehre durch diesen Besuch. Hätte ich davon irgend eine Ahnung gehabt, so hätte ich sie würdiger herrichten und ausstatten lassen.“

„Theurer Don, ich komme, um Dir Abbitte zu leisten für den hoffärtigen Dünkel, mit dem ich Dir bei unserer jüngsten Besprechung entgegen getreten bin. Ich habe es jetzt erfahren, auf wessen Seite die Weisheit und Wahrheit ist. Du hast Recht und die Weisen Deines Volkes haben die Wahrheit gesprochen, wenn sie lehren, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, und daß Menschen sich nicht vermessen können, in dieses göttliche Vorrecht einzugreifen.“

Und nun erzählte der König seinem weisen Berather alles, was vorgefallen war.

„Das schlimmste aber bleibt,“ so schloß der König seine Darstellung, daß es gar kein Mittel giebt, das Verbrechen

wieder gutzumachen. Du weißt ja, daß nach den Gesetzen unserer heiligen Kirche eine Ehescheidung unzulässig ist; so ist dieser wahrhaft königliche Edelmann für unabsehbare Zeit an ein Wesen gefettet, wie es ihm mein Uebermuth zugewiesen hat. Meine einzige Hoffnung ist Deine Weisheit, die sich schon so oft größer erwiesen hat, als meine Thorheit; weißt Du einen Rath, um aus dieser schrecklichen Lage frei zu werden?"

„Wir wollen der Sache ruhig in's Auge schauen und sie bis auf ihren Ausgangspunkt zurück verfolgen,“ erwiderte Don Albarbanel. „Allerdings ist mir bekannt, daß eine Ehescheidung nach den Gesetzen der katholischen Kirche unmöglich ist, aber Eure Majestät wissen ja, daß Se. Heiligkeit der Papst in besonderen Fällen auch die Scheidung einer Ehe aussprechen kann. Da Ew. Majestät jetzt gerade eine Deputation zur Huldigung des Papstes mit reichen Geschenken nach Rom geschickt hat, so wird der Augenblick der geeignetste sein, um eine solche Bitte zu stellen und ihrer Erfüllung sicher zu sein. Die Gesandtschaft ging vor zehn Tagen von hier ab und wird wohl in den aller-nächsten Tagen in Rom eintreffen. Ein reitender Expresskurier, den Ew. Majestät sofort nachsenden würde, käme vielleicht ein oder zwei Tage später in Rom an. Diesem wäre die Weisung mitzugeben, daß die Gesandtschaft, bevor sie ihre Aufwartung im Vatikan macht, noch weitere Ordres abwartet. Dann scheint es geboten, daß Ew. Majestät Se. Eminenz den Erzbischof in das Geheimniß einweihet; dieser wird dann bereitwilligst allen Intentionen Ew. Majestät entsprechen. Ew. Majestät richtet dann ein eigenhändiges Bittgesuch an den Papst, mit kurzer Darstellung des Sachverhalts. Se. Eminenz der Erzbischof wird bestätigen, daß die ganze Eheschließung, weil auf einem Irrthum beruhend, von vornherein ungültig ist,

und daß es sich somit bloß um formelle Auflösung einer Ehe handelt, die in Wirklichkeit niemals zu Recht existirte. Es müßte wunderbar zugehen, wenn der Papst nicht bereitwilligst dem Wunsche Ew. Majestät entsprechen sollte.“

Der König befolgte diesen Rath, der auch nach wenigen Wochen zu dem gewünschten Ziele führte. Seinem jüdischen Rathgeber aber blieb er Zeit seines Lebens ein dankbarer Freund und Beschützer, weil er ihn von der Wahrheit überzeugt hatte, daß Ehen im Himmel geschlossen werden.



